

# **Landesbibliothek Oldenburg**

**Digitalisierung von Drucken**

**Wilhelm Leevend**

Eine moralische Geschichte aus der wüklichen Welt zur Beförderung der  
Menschenkunde

**Müller, Johann Gottwerth**

**Hamburg, [1800]**

Ein und vierzigster Brief. Jacobine Veldenaar an Christine Helder.

**urn:nbn:de:gbv:45:1-8444**

Ein und vierzigster Brief.

---

Jacobine Weldenaar an Christine  
Helder.

Wertheſte Freundin!

Sagen Sie nicht mehr, daß meine Gelassenheit so fest steht. Ich fühle jetzt alles, was meine einzige Seelenfreundin leidet, was es Ihre gefühlvollen Seele, Ihren offenen Charakter kosten muß, sich zu verbergen . . . zu verbergen vor Ihren zärtlichgeliebten Welterern. O! das können Sie nicht. In jedem Zuge ihres sprechenden Gesichts, in dem nichtsbedeutendsten Blick (aber solch ein Blick ist ihren schönen Au-

gen fremd) ihre Augen sehn, alles sehn, was ich in ihrem vertraulichen Briefe gelesen habe. Könnte ich zu Ihnen kommen! Wäre es möglich! Aber ich kann's nicht, unser Hausgesinde kann mich jetzt nicht entbehren. Meine gute Mutter ist jetzt wieder viel kränker. Ich weiß es, wie nöthig ich Ihnen bin. Sie haben das Bedürfnis, mit mir zu sprechen, um Ihr Herz in aller seiner Unschuld an meinem Busen auszuweinen. Ich kenne die stille Wehmuth, die sich nirgends anders, als an dem Busen einer mitleidigen Freundin entdecken kann, oder darf.

Wüßten wir nur, wie alles ist, ob Leevend zu beschuldigen oder sehr zu tadeln sei. Warum wird solch ein Jüngling solch einer Gefahr ausgesetzt? Warum opferte ihn seine Mutter ihrer häuslichen Ruh auf? Nehmen Sie an, er hätte das liebe Mädchen verführt. Er sah keine Möglichkeit, sie zu heirathen; wenigstens fürs erste nicht. Dennoch hat ihn eine heftige Leidenschaft auf gut Glück verführt und wie stark muß seine Reue sein, wenn er so unglücklich war? Wie tief muß er den so schweren Fall auf dem Wege der Jugend empfinden?

Mein Vater hat vor einiger Zeit zwei Reden gehalten, nemlich über die Verpflichtung, die uns obliegt, für den sittlichen Wohlstand unseres Nächsten zu sorgen und daß nichts so sehr, als Liebe des Nächsten, geschieht macht, ein Gegenstand des göttlichen Erbarmens zu werden. Als er die Reden ins Reine geschrieben hatte, zeichnete ich die Worte darunter: Ach! alle Sterbliche bedürfen des Erbarmens! Wenn die Gottheit ihre Arme nur der Unschuld öffnete, wer würde dann in ihrem Tempel ein Opfer darbringen können? Aus der Reue der Sterblichen bildet er ihre Tugend.

Was kann ich für Sie thun? Wenn Leevend durch diesen Todesfall sehr niedergebeugt ist, so wird er nicht im Stande sein, so gern ers auch wollte, einen Brief zu beantworten. Und würden wir dadurch wohl viel Licht erhalten? Mein Nefse, der in Leiden studirt, ist zu dem Geschäft nicht zu brauchen. Er ist ein Kleinigkeitskrämer und würde sich wegen des Vertrauns, das ich in ihn setze, so wichtig achten, daß er dieß nicht für sich allein behalten könnte. Sein Herz ist übrigens gut genug.

Durch Madam Eberhards werden Sie wohl die genauesten Nachrichten erhalten können. Je weniger Ansehen man macht, desto besser, glaube ich, ist's.

Ich weiß es, meine Liebe, daß Sie überzeugt sind, wie sehr ich mich bestrebe, meine zu große, bis zu einer Krankheit gediehene Empfindsamkeit, zu lindern, abzuspannen; daß ich aus eben dieser Ursache viele Widerwärtigkeiten des Lebens mit möglichster Gelassenheit betrachte. Damit habe ich indeß nie gemeint, daß es Pflicht sei, jene heilige Blut der Liebe ganz zu erstickn, deren man so sehr bedarf, um in verzweifelten, dringenden Umständen alles zu thun, was Tugend und Religion von uns fordern, um erhaben, groß und gut zu sein. Eben dies gab mir Kraft, jene zarte Liebe für meinen Sytsama zu bekämpfen und einer andern Liebe zu huldigen, die mir zurief: bleib deinen Kelttern treu, sie bedürfen deiner. Es kommt mir so vor, daß man des Muthes, Ernstes, Eifers und der Standhaftigkeit blos gegen gewisse Personen und Dinge bedarf, die ein besonderes Interesse für uns haben und mit einem gewissen Gewichte

auf uns wirken. Edle Kräfte an Kleinigkeiten zu verschwenden, zeigt mangelhafte Beurtheilungskraft und Unbekanntschaft mit seinen Pflichten an. Wahrscheinlich ist die Linie hier, wo der Unterschied zwischen dem klugen und alltäglichen Frauenzimmer statt findet. Der Verstand einer gebildeten Frau hält sich bei dem Kleinen nicht auf. Nur das, was für sie Interesse hat und an sich interessant ist, geht sie an. Sie ist groß in Kleinigkeiten; sie hat das besondere Talent nicht, sich im Unbedeutenden auszuzeichnen.

Eine Frau, die Talente besitzt, kann eigensinnig sein, die Erfahrung lehrt dies oft; aber eine Frau, welche denkt, Genie besitzt, ist durchaus über eigensinnige Grillen erhaben. Sie verschließt ihre Größe in sich selbst und würdigt ihre Schmeichler und Feinde nur eines flüchtigen Blickes. Aber wenn Freundschaft, Liebe und Pflicht sie zu Hülfe rufen, dann merkt sie auf ihre Größe, dann zeigt sie's, daß das Gutthun ihr eben so eigen ist, als das Gutdenken, ja, ihr so natürlich, wie das Athemhohlen ist.

Sie werden aus dem Gesagten die nöthigen Folgerungen ziehen können. Noch ein Wort von Wilhelm. Sein Sie ruhig, unser Freund soll nicht verlassen werden, wenn er seine Thorheit bereut und diese Reue sich in seinem folgenden Leben äussert. Denken Sie sich ihn doch nie in Beziehung auf sich selbst. Sie sind eines Mannes von untadelhaften Sitten würdig. Er hat sie verloren. Ich zweifle, ob er für die Zukunft glücklich werden kann. Sein gefühlsvolles Herz wird bluten, so lange es schlägt und zwar über den Tod seines Vottchens, auch dann noch, wenn ihn die Zeit mehr beruhigt. Ich weiß, wie er ist. Mit tiefem Mitleid sehe ich ihn bei der Leiche seiner Geliebten sitzen. Stets

Ihre

J. Weldenaar.

## Zwei und vierzigster Brief.

Abelaide Ryzig an Hedwig  
Eberhards.

Liebe Freundin!

Meine Hand zittert, so erschüttert bin ich.  
Lottchen Roulin ist gestorben. Der Trauerbrief  
ist bereits seit chegestern hier. Ryzig hatte ihn  
versteckt. Wie sehr ehrt er dadurch mein Herz.  
Alle meine Heiterkeit wird durch solch eine Nach-  
richt niedergeschlagen. Ich bin betrübt und zu-  
gleich erfreut, weil ich sie gesehn habe. . . Aber,  
mein armer Wilhelm! Er ist gewiß außer sich!  
Könnte ich zu ihm hinfliegen! Aber ich darf es